

www.e-rara.ch

Moralische Erzählungen

Aarau, 1837

Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM

Shelf Mark: KE MOR 1837 Ed.3

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-15577>

[Moralische Erzählungen S. 100 - 199.]

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Wien war, das vernahm, sagte er: Hätte die arme Frau mir das Elend nicht so herzhast und rührend vorgestellt, so wäre vielleicht ein Theil meiner Unterthanen verhungert, meine Verwalter und Pächter wären erschlagen, meine Häuser und Gärten wären zerstört worden. — Sie soll lebenslang ein Jahrgeld haben.

Vergeltung.

Ein Jude in Marokko hatte bei einem französischen Kaufmann eine beträchtliche Menge von schwarzen Kastorhüten, grünen Shawls und rothseidenen Strümpfen bestellt. Als diese Waare abgeliefert werden sollten, verweigerte der Jude die Annahme. Der Kaufmann gieng mit ihm vor den Kaiser, der die Rechtspflege selbst verwaltet. Der Jude aber läugnete, je eine solche Bestellung gemacht zu haben, und wollte den

Franzosen nicht einmal kennen. Habt Ihr Zeugen? fragte der Kaiser den Kaufmann. Nein, antwortete dieser. Das ist schlimm für Euch; Ihr hättet bedacht sein sollen, Zeugen zu nehmen. Geh! — Der arme Kaufmann, fast zu Grunde gerichtet durch diese Fehlschlagung, gieng trostlos nach Hause. — Bald aber beunruhigte ihn ein lautes Geräusch in der Straße. Er eilte hinaus; ein zahlreicher Menschengewarm folgte einem von des Kaisers Beamten, der überall, wo sich die Straßen durchschnitten, ausrief: „Jeder Jude, der 24 Stunden nach gegenwärtiger Bekanntmachung sich in den Straßen sehen läßt, ohne einen schwarzen Kastenhut auf dem Kopfe, einen grünen Schawl um den Hals, und rothseidene Strümpfe an den Beinen, soll sogleich ergriffen und vor das erste Gericht gebracht werden, wo man ihn zu Tode geißeln wird.“ — Die Juden

strömten alsbald zu dem französischen Kaufmann, der seine Waaren nun schnell zu jedem Preise verkaufte.

Der bestrafte Tyrann.

Es war einmal ein König in Persien, der hieß Kullichan, ein rechter Unhold gegen die Menschen, dessen Habgier nicht gesättigt werden konnte; der, so weit er kam und wirkte, Zwang, Druck, Schrecken, Elend und Jammer verbreitete.

Den Mongolen, seinen Nachbarn, fiel er in's Land, nahm ihnen Alles weg, was sie hatten, und schleppte es nach Persien.

Die eroberten Schätze machten ihn aber nicht besser. Da er sie besaß, wüthete er noch wie vorher. Als er es nun immer ärger machte, empörten sich einige Große des Landes, packten ihn, und setzten ihm das Messer an die Kehle.

Da schrie und flehte er: Erbarmen, Erbarmen!

Die Aufrührer antworteten ihm: Du hast dich in deinem Leben auch keines Menschen erbarmt — und — das Messer fuhr durch die Kehle.

Wenn wir ein gutes Gewissen haben, so sind wir auch im Leiden getrost.

Herr Gutwill erzählte einst: Ich erinnere mich mit Vergnügen an einen Pfarrer, dessen Unterricht ich es größtentheils zu verdanken habe, daß ich, schon als Jüngling, die Tugend lieb gewann. Er war ein sehr rechtschaffener Mann, so klug und gut als einer. Einst hatte er das Unglück, auf der Kanzel vom Schläge gerührt zu werden. Zwar kam er wieder zu sich, aber er blieb gelähmt, so lange er lebte. Ich besuchte ihn täglich. Allemal mußte ich weinen,

wenn ich den guten Mann so elend da liegen sah. Aber wenn er zu reden anfieng, so verschwand augenblicklich meine Traurigkeit. Er sprach so gelassen von seinem Unglücke; er erinnerte sich so freudig der guten Handlungen seines Lebens; er war so dankbar vergnügt, wenn er sah, wie zärtlich seine Frau, seine Kinder, seine Freunde um ihn besorgt waren, daß man ihn nicht für unglücklich halten konnte und daß man, statt ihn zu trösten, von ihm selbst getröstet wurde. Warum weinet ihr? sagte er mit der heitersten Miene. Ihr wisset ja, daß ich mir dieses Unglück nicht selbst zugezogen habe. Es wird bald vorüber gehen. Nie wird es mich ganz niederschlagen, nie mir meinen Frohsinn nehmen. Wirklich blieb er ruhig und heiter bis an den letzten Hauch seines Lebens.

Der durch seine Mutter gebesserte Sohn.

Ein junger vornehmer Sineser brachte seine Zeit nur mit Lustbarkeiten zu, mit Schmausen, Spielen, Tanzen, Spazierenreiten, mit der Falken- und Sperberjagd. — Darüber bekümmerte sich seine gute, verständige Mutter. Sie ermahnte und bat ihn, Zeit, Vermögen und Kräfte nicht so leichtsinnig zu verschwenden. Es half nichts. Einmal wurde die Mutter darüber so aufgebracht, daß sie ihm bittere Vorwürfe machte, und ein Geräth nach ihm warf, das ihn am Fuße verwundete. Dieß brachte ihn zu sich selbst. Er fieng an nachzudenken, lernte, sammelte Kenntnisse, ward sehr geschickt, und zu hohen Ehrenstellen befördert. Lange hernach, da seine Mutter schon gestorben war, wurde er allemal bis zu Thränen gerührt, wann er die Narbe jener Wunde befühlte — und sagte dann: Ach,

wie war es möglich, die beste Mutter so zu kränken, daß sie das thun konnte!

Das Glück bringende Kaninchen.

Ein armer Bauer in einem Dorfe unweit Montis, einer Stadt, 10 bis 12 Stunden von Paris entfernt, stand im Begriff, das Haus seiner Vorfahren zu verkaufen, konnte aber in dem Handel nicht einig werden, weil man ihm 100 Franken weniger bot, als er forderte. Unmuthig stand er eines Morgens auf seinem Hofe, als ein Kaninchen, sein ganzer Viehstand, in der Erde ein Loch scharrte, um (es war ein trächtiges Weibchen) seine Jungen hinein zu werfen. Siehe da, auf einmal kommen zwei spanische Dukaten vom 16ten Jahrhundert zum Vorschein. Der freudig erschrockene Bauer gräbt weiter, und siehe, es kommen an 8000 Franken an's Tageslicht! — Der

würdige Dorfpfarrer begleitete den glücklichen Finder selbst nach Paris, um seinen Schatz in gute Hände unterzubringen. Je mehr man indeß hat, je mehr will man haben; der Bauer grub noch mehr, und siehe, es erschienen noch an 3 Pfund Gewicht solcher alten Dukaten. Die Jahreszahl ergab, daß der Fund aus der Kriegszeit Heinrichs IV. gegen Spanien herstammte, wobei zersprengte Spanier hier wahrscheinlich ihre Kriegskasse hatten sichern wollen. — Zum Dank ward das treue Kaninchen nicht zum Pelzwerk verbraucht, sondern beschlossen, daß es bis zum Tode sorgsam gefüttert, und dann noch ausgestopft werden solle, damit Kindeskinde erführen, wer der Schaffer des ererbten Besitzthums gewesen.

Die kleine Gebieterin.

Ein junges Mädchen war sehr gebieterrisch. Gebt mir dieses! Thut mir das! Holt

mir das! — so verlangte es alles. Die Mutter war einige Wochen abwesend. Als sie zurück kam, und das gebieterische Wesen ihres Kindes bemerkte, befahl sie der Magd, ihm nichts mehr zu thun oder zu geben, wofür es nicht bäte. Den folgenden Morgen befahl das Mädchen: Zieht mir Strümpfe und Schuhe an! Schnürt mich ein! Gebt mir das Halstuch her! — Das geschah nicht. — Da lief es weinend zur Mutter, und verklagte die Magd. Aber die Mutter wies es mit der Ruthe weg, sagend, ein Kind, ein so unbehülftliches Wesen, darf nicht befehlen; es soll für alles bitten, und für alles danken, was man ihm giebt, oder thut.

Der gebesserte Wüßling.

Zu Athen war ein sehr ausschweifender Jüngling, er hieß Polemo, — Einst lehrte

er an einem hellen Morgen von einem Gastmahle zurück, welches die ganze Nacht gedauert hatte. Auf seinem Haupte hatte er einen Blumenkranz. Sein Körper war mit wohlriechender Salbe übergossen, mit einem leichten durchsichtigen Gewand bloß halb und sehr unanständig gekleidet. So kam er zur Wohnung des weisen Xenokrates, wo schon viele Zuhörer versammelt waren. Er gieng hinein, und setzte sich, mit einer spottenden, unverschämten Miene, mitten unter sie. Alle wurden darüber unwillig, und äußerten es durch Blicke und Geberden. Xenokrates blieb gelassen, und sprach ruhig fort. Nach einigen Augenblicken änderte er fast unmerklich seinen Vortrag — und fieng an von der Bescheidenheit und Mäßigkeit zu reden. Er schilderte diese Tugenden so schön, er zeigte so einleuchtend, wie nützlich, wie nöthig sie zu unserm Glücke seien — daß Polemo da:

durch sehr gerührt ward, die Schändlichkeit seines Betragens einsah, und sich fest entschloß, sich zu ändern. Der Leichtsinn und die ausschweifende Fröhlichkeit des Schmausers verschwanden nach und nach aus seinem Gesichte. Er nahm den Kranz aus den Haaren, warf ihn auf den Boden, und bedeckte seine entblößten Arme. Weggehend dankte er dem Xenokrates für die guten Lehren, und bat ihn, ihm zu verzeihen, daß er so vor ihm erschienen sei. Von da an hat Polemo ganz anders gelebt — und ist ein weiser Mann geworden.

Das gute Kind — und der gute Fürst.

In einen schönen Mantel gehüllt spazierte ein Mann. Ein kleiner Knabe lief auf ihn zu, bat ihn herzlich, dringend, weinend — ihm doch einen Gulden zu geben. Sogleich? Und wozu so viel? fragte der Mann. Meine

Mutter ist krank, erwiederte der Knabe; der Arzt will einen Gulden haben, ehe er zu ihr kommt. Der Mann läßt sich von dem Knaben die Wohnung der Kranken zeigen, giebt ihm einen Gulden, heißt ihn den Arzt holen, und geht zu der kranken Frau. Sie glaubt es sei der Arzt, und erzählt ihm traulich alle Umstände ihrer Krankheit. Er forderte hierauf Schreibmaterialien, schrieb einen Zettel, sagte, sie solle das holen lassen, wünschte ihr gute Besserung, und gieng. Bald darauf kam der Knabe und mit ihm ein Arzt. — Wie viele Aerzte ruffst du denn? fragt die Mutter; es war schon einer da, und verschrieb mir Etwas. Sie zeigte den Zettel. Der Arzt las, erstaunte und rief: Der gute Kaiser Joseph ist selbst hier gewesen! Fünfhundert Dukaten könnt ihr bei seinem Rentmeister holen lassen. Die Kranke, freudig erschreckend, ward schwach,

erholte sich aber bald. Besser gepflegt ward sie in kurzer Zeit wieder völlig gesund.

Das blinde menschenfreundliche Mädchen.

Ein armes blindes Mädchen in England kam eines Tages zu ihrem Herrn Pfarrer und brachte ihm drei Guineen, welches englische Goldstücke sind, und sprach zu ihm: Herr Pfarrer, nehmt dieses Geld und schickt es dahin, wo die vielen Bibeln gedruckt werden, vielleicht daß man eine oder die andere damit drucken kann und thut dann einem wunden Herzen wohl, wenn es so durch das Evangelium von innen heraus geheilet wird. Ich verstehe dich, sprach der verständige Herr, und werde es thun. Aber rede, wie kommt es denn, daß du so viel Geld beisammen hast und bist doch nur eine arme Korbflechterin und dazu eine Blinde. Behalte du deine Gabe und laß Begüterte

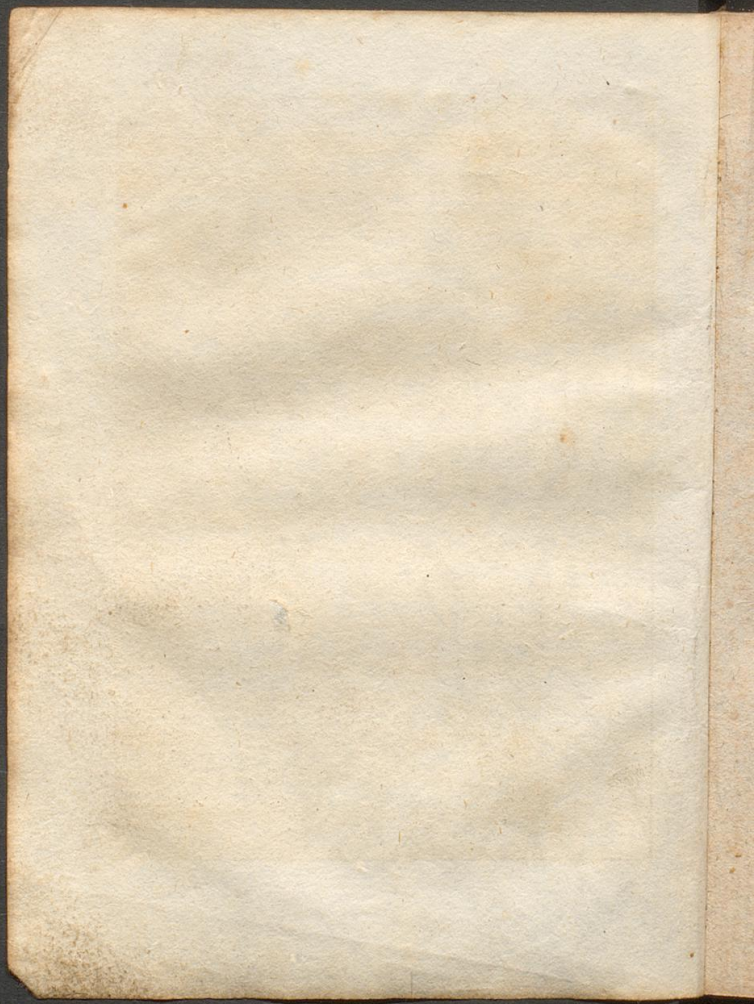
für ihre arme Mitmenschen sorgen. O nein, antwortete das Mädchen. Eben weil ich eine blinde Korbflechterin bin, kann ich so viel geben. Denn sehet, weil wir in den langen Winterabenden Lichter nöthig haben, und die Lichter sind theuer, so brauchen die Korbflechterinnen, welche sehen, auch Lichter. Ich bin leider blind und brauche Gottlob! keine Lichter. Ich sage Gottlob, weil ich nun mit diesem zurückgelegten Geld, was die Lichter betrifft, hoffen darf, daß vielleicht mancher blinde Heide in seinem Innern erleuchtete Augen seines Verstandes bekommen werde. Meineth ihr nicht auch so, hochwürdiger Herr Pfarrer?

Doch! sprach der gerührte Mann. Bei euch ist es einmal recht wahr worden, was Jesus, der Herr, spricht: „Selig sind die, welche nicht sehen und doch glauben.“

Gefährliche Jagd.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verfolgte ein Jäger aus dem wilden Thale von Weisstannen, in der Landschaft Sargans, (Kantons St. Gallen) Gemsen auf dem Nutschenberge. Er entdeckte an einem Abhange dieser Alpe das Nest eines Lämmer- oder Bartgeiers; er zog Schuh und Strümpfe aus, um sicherer fußen zu können, und ohne seine Flinte, die ihm als Stütze diente, zurück zu lassen, gelangte er an einen schmalen Vorsprung von Felsen bis zum Neste, in welchem er die jungen Geier gewahrte. Im Augenblick, wo er schwebend über einem schauerlichen Abgrund, seinen Arm erhob, um sich seiner Beute zu bemächtigen, schoß die sich in der Nähe herum-schwingende Mutter mit Wuth auf ihn nieder, und drückte ihre Krallen in seine Brust. Der Jäger behielt in dieser drin-





genden Gefahr Geistesgegenwart genug, um einzusehen, daß bei der geringsten Bewegung seinerseits, er ohne Rettung in den tiefen Abgrund, der sich unter seinen Füßen öffnete, verloren gieng; er blieb demnach unbeweglich, richtete die Mündung seiner Flinte, die er an einen seiner Füße anstemmte, auf den an seiner Brust angeklammerten Vogel; mit der großen Zehe des andern Fußes zog er den Hahn auf, wendete den Kopf seitwärts, drückte los, und ließ den Schuß auf seinen furchtbaren Feind abgehen. Der Lämmergater war todt. Es erforderte aber jedoch geraume Zeit bis der Jäger von seinen Wunden wieder geheilt wurde.

Des Professors Unwille.

Bei einer totalen Mondsfinsterniß hatte der Hofrath Kästner zu Göttingen mehrere Studenten eingeladen, um dieses Ereigniß, vermittelst seiner schönen englischen Instru-

mente, mit ihm gemeinschaftlich zu beobachten. Unter den Eingeladenen befand sich auch ein englischer Prinz, welcher gerade zu seiner Zeit in Göttingen studirte. Dieser war, trotz aller Ermahnungen und Bitten Kästners, nicht dahin zu bringen, ruhig auf dem ihm angewiesenen Plaze zu bleiben, sondern lief bald herüber, bald hinüber, wobei es sich traf, daß er mehrere Male vor den Tubus trat, und die jungen Astronomen in ihren Beobachtungen hinderte. Endlich wurde Kästner böse, und rief dem Prinzen zu! „Euer Hoheit, ich weiß zwar, daß Sie durchlauchtig sind, aber durchsichtig sind Sie nicht, und so muß ich Sie bitten, nicht mehr vor den Tubus zu treten, sondern ruhig auf Ihrem Plaze zu bleiben.“

Der Horn = Affe.

Man erzählt sich noch von den witzigen Einfällen des Landammanns Konrad Zell:

weger von Appenzell, den das Volk seines Kantons, im Jahr 1613, vom Landweibel zum Landammann machte, weil er ein eben so rechtschaffener als einsichtsvoller Mann war. Er hatte sich in der Gemeinde Teufen, auf der Höhe Gähleren ein schönes Haus gebaut, und war seines Berufes eigentlich ein Glaser. Eiteln Rathsherrnstolz hatte er gar nicht, aber seiner Stelle wußte er dennoch Achtung und Würde zu erhalten, wie sich's gebührt.

Er befand sich einmal auf der Tagsatzung bei einem großen Gastmahl, an welchem alle Ehrengesandte der Schweiz und derselben zugewandten Orte zugegen waren. Neben ihm saß ein Herr von T***, der sich für gar vornehm und geistvoll hielt, sehr gepuht war, und wohl etwas verdrießlich sein mochte, daß nicht lauter Herren von am Tische saßen, oder daß er hier einem so schlichten

Manne, wie Zellweger, im Rang nachstehen müsse. Er wollte sich daher ein wenig auf Zellwegers Unkosten lustig machen, und sobald es unter den Gästen stille wurde, nahm er das Wort, wandte sich zu Zellwegern, und sagte: „Nun hochgeachteter Herr Landammann, was lassen Sie sich heut zu Tage für das Einsetzen einer Gensterscheibe bezahlen?“

Der Landammann antwortete ganz trocken: „Wenn ich gerufen werde, nicht weniger, als sechs Baken; dann aber“ — und hier klopfte er dem fragenden Herrn Nachbar treuherzig auf die Schulter: — „dann aber geb' ich so einen rechten Hornaffen drein.“

Die ganze Gesellschaft schlug ein lautes Gelächter auf, und der stolze Nachbar ward vor Scham stumm und feuerroth.

Der gerechte Richter.

Der im Jahr 1781 verstorbene Gebhard Zürcher war Landammann von Appenzell Auser Rhoden und einer der würdigsten Staatsmänner seiner Zeit.

Einst hatte sich sein Sohn verfehlt und war strafbar geworden. Die Sache kam vor den großen Rath. Der Landammann liebte seinen Sohn und war sehr niedergeschlagen. Um des allgemein hochgeschätzten Vaters willen wollte man zwar dem Sohne nicht verzeihen, aber ihm doch den strengern Theil der Strafe nachlassen. Diese Gesinnung herrschte bei Jedermann, noch ehe der große Rath zusammentrat.

Als nun in der Sitzung der Fall zur Sprache kam und abgeurtheilt werden sollte, stand der Landammann Zürcher auf, nahm das Wort und sagte: „Mein Sohn steht unter dem nämlichen Gesetz, wie jeder an:

dere Landmann. Ich kenne Eure gütige Gesinnung für mich, und sie rührt mich sehr. Aber wer mich ehrt, soll das Gesetz nicht schänden. Hütet Euch vor den Folgen! Das Gesetz ist besser, als der beste unter uns, und höher, als der höchste unter uns. Ich begehre die völlige Anwendung des Gesetzes, ohne Schonung.“

Damit verließ er die Sitzung. Als er, nach gefeßlich ausgesprochenem Urtheil, wieder in die Versammlung zurückkam, und er den gefällten strengen Spruch hörte, bezeugte er seine vollkommene Zufriedenheit mit der Gerechtigkeit seiner Amtsgenossen.

Gewissenhaftigkeit.

Als im Jahre 1779 der bayerische Erbfolgekrieg seinem Ausbruch nahe, und jede ministerielle Unterhandlung bereits abgebro-

chen war, machte der kaiserliche Hof noch einen letzten Versuch, um seinen Zweck zu erreichen, indem er den Herrn von Thugut in das preußische Lager sandte, um dem Könige die Sache vorzustellen. Friedrich empfing ihn kalt, sagte, er habe keine Geschäftsmänner um sich, und überdies sei die Materie auch schon von dem Grafen Finckenstein erschöpft worden. Herr von Thugut ließ sich nicht abschrecken. Er hatte eine große Rolle Papier mit sich gebracht, die durch einen Bindfaden zusammengehalten wurde. Er löste den Bindfaden, kramte seine Papiere eifrig aus, und sprach viel und mit Wärme. Da er aber gewahr wurde, daß ihm der König immer nur einsilbig und kalt antwortete, packte er seine Papiere wieder zusammen und empfahl sich ohne Trost. Als er kaum mit zögernden Schritten die Thür erreicht hatte, hörte er

plötzlich den König hinter sich herkommen, und wendete sich schnell und freundlich um, in Hoffnung, daß Friedrich sich anders besonnen habe. Da stand der Held vor ihm, mit dem Bindfaden in der Hand, den Herr von Thugut vergessen hatte, und sagte lächelnd: „Hier mein Herr, ich mag nichts von fremdem Eigenthum.

Biederkeit.

Während des Feldzugs von 1796 nahm der General Moreau in dem Pfarrhause zu Gosselshausen, unweit Pfaffenhofen, sein Quartier. Der Pfarrer hatte sein sämmtliches Silberzeug für die Tafel des Generals hergegeben. Wie erschrock er, als Moreau, der auf Recognoscirung geritten war, bei seiner Rückkehr alles silberne Geschirr abräumte und in sein Schlafzimmer trug. Schon hielt der Pfarrer das mühsame Er-

sparniß von vielen Jahren für verlohren, als ein Adjutant Moreau's alles Geschirr dem Pfarrer mit dem Auftrage des Generals zurück brachte, blecherne oder hölzerne Löffel und geringeres Geräth, statt des silbernen herzugeben, weil er wohl für sich, nicht aber für die vielen Leute, die aus- und eingiengen, einstehen könne. Der erstaunte Pfarrer gab alles dem Adjutanten mit der Bitte zurück, daß der General es aufbewahren möge, da er keinen sichern Platz im ganzen Hause wisse. Moreau ließ darauf das Silbergeschirr in einen in seinem Schlafzimmer befindlichen Kasten legen und nahm den Schlüssel zu sich.

Edelsinn.

Das Pfarrdorf Chateaux d'Yer im Waadilande ist schön und groß und gar an-

muthig gelegen. Im Jahr 1800 am 28. Juli brannte es beinahe gänzlich ab.

Einer der Abgebrannten war schon seit einigen Jahren eine Summe Geldes außer der Gemeinde schuldig. Er gieng und zahlte dem Gläubiger auch nach dem Brandunglück den Zins.

„Was ist denn das für Geld?“ fragte der Gläubiger, der ein sehr guter, alter Herr war: „du bist mir ja nichts schuldig!“

„Ei doch!“ antwortete der Bauer: „Es ist der Zins vom Geld, das Ihr mir geliehen. Ich gab Euch ja die Zinschrift dafür.“

Der alte Herr antworte: „Die Feuersbrunst, die dein Haus verzehrte, hat auch die Zinschrift bei mir verbrannt. Geh heim, du bist mir keinen Rappen schuldig.“

Gefinnung des Helden.

Als der französische Befehlshaber, Herzog von Noailles, bei der Belagerung von Girona im Jahr 1711 eine Batterie besuchte, gieng eine Geschüßkugel sehr nahe bei ihm vorbei. — „Hören Sie diese Musik?“ fragte er den tauben Rigola, unter dem das Geschüßwesen stand. — „Ich gebe nie auf die acht, welche kommen, antwortete Rigola, sondern nur auf die abgehenden.“

Treue gegen das Vaterland.

Als die Franzosen im März 1807 bei Steegen und Stutthof nach der sogenannten frischen Mehrung, einem 11 Meilen langen schmalen Landstrich zwischen der Ostsee und der Weichsel, — übergesetzt hatten, um Danzig von allen Seiten einzuschließen, und besonders die Verbindung mit Königsberg zu unterbrechen, so verlangten sie von dem Schul:

zen in dem Dorfe Kahlberg an der Nehrung, daß er sie führen, und ihnen mit seiner Kenntniß der umliegenden Gegend behülfslich sein sollte. Der ehrliche Schulze weigerte sich dessen. Man drohte; er beharrte auf seinem Entschlusse, und erklärte: daß er als Unterthan, der seinem Landesvater den Eid der Treue abgelegt habe, den Feinden seines Königs keine Dienste leisten könne und dürfe, die dem Lande nachtheilig werden könnten. Man drohte hierauf, ihn zu erschießen, wenn er nicht sogleich gehorche. — „Nun“ sagte er — „wenn es denn erschossen sein muß, so will ich mich lieber erschießen lassen, weil ich meine Pflicht gethan habe, als mich erschießen lassen, wenn ich als Landes: Verräther ergriffen werde.“ Diese edle, feste Denkungsart flößte dem Feinde Achtung ein, und man ließ den rechtlichen Mann in Ruhe.

Der brave Boussard errettet acht Menschen vom Tode des Ertrinkens.

Boussard war zwar nur ein gemeiner französischer Matrose, aber der Seele nach ein Engel. Einst sah er zu Dnippe in Frankreich, daß der Sturm ein Schiff ans Ufer zwischen die Felsenspitzen schleuderte. Es war schon Abends um neun Uhr, und die Annäherung der Nacht machte den fürchterlichen Zustand der auf dem Schiffe befindlichen zehn Personen noch schrecklicher.

Ein Bootsmann versuchte zu vier verschiedenen Malen auszulausen, um das Schiff, wo möglich, in den Hafen zu bringen; aber vergebens: der entgegenblasende Sturm war so heftig, daß er jedesmal un verrichteter Sache zurückgetrieben wurde.

Schon hatte man zu Rettung dieser Unglücklichen alle Hoffnung aufgegeben. Aber plötzlich trat ein großmüthiger Mann her:

vor, der entschlossen war, sein eigenes Leben zu wagen, um das Leben derer zu retten, die er nicht kannte. Boussard ist sein Name; und sein Stand? — Er ist nur ein armer Bootsmann. Er hatte anfänglich versucht, das Schiffsvolk durch ein Sprachrohr zu benachrichtigen, wie sie steuern müßten; aber die Dunkelheit der Nacht und das Heulen der Wellen verhinderte die Schiffer zu sehen und zu hören, und bald darauf wurde das Schiff von dem Sturm auf den Strand geworfen.

Das Jammergeschrei der Unglücklichen, die das Schiff unter sich schon in Trümmern zerfallen sahen, machte den braven Boussard taub gegen alle Vorstellungen und Bitten der Seinigen, welche ihn abhalten wollten, die beschlossene That zu wagen.

Er band sich mitten um den Leib ein Tau, befestigte das andere Ende desselben

an seinem Kopfe, rieß sich darauf von Weib und Kindern los, und warf sich mitten in die schäumenden Wellen, um dieses Tau an das Schiff zu bringen.

Er schwamm auch glücklich hin, aber in dem Augenblick, da er das Tau ablangen wollte, wurde er von einer Welle ergriffen, und gewaltsam an das Ufer zurück geworfen.

Boussard ließ sich durch diesen ersten unglücklichen Versuch nicht abschrecken. Er erneuerte ihn vielmehr fünfmal hinter einander, und wurde immer wieder nach dem Lande zurück getrieben.

Schon bedeckten die vom Schiffe losgerissenen Bretter und Balken die Oberfläche des Wassers zwischen dem Schiffe und dem Ufer, und der Augenblick war schon nahe, daß der ganze Ueberrest in Trümmern zerfallen wollte.

Bouffard warf sich von neuem in's Wasser. Plötzlich wurde er durch eine Welle dergestalt ans Schiff geschlagen, daß man ihn für todt hielt.

Aber er lebte, der brave Mann; kam einen Augenblick nachher wieder hervor, und zwar mit einem Matrosen in den Armen, der sich vom Schiffe in die See geworfen hatte, und versunken wäre, wenn sein Retter ihn nicht ergriffen hätte. Diesen, der bereits ohne Bewegung, und fast todt war, brachte er zuerst ans Ufer.

Dann glückte es ihm, nach großer Mühe, das Schiff zu erreichen, und das Tau hinauf zu werfen. Durch Hilfe desselben wurden sechs Menschen von dem Schiffe glücklich ans Ufer gezogen.

Noch war einer übrig, der sich auf dem Schiffe fest gebunden hatte, weil er krank war, und nicht so viel Kräfte hatte, um

sich mit dem Stricke ans Land ziehen zu lassen.

Boussard raffte seine letzten Kräfte zusammen, riß sich aus den Armen derer, die ihn zurück halten wollten, los, und sprang noch einmal in die See, um wo möglich auch diesen zu retten.

Es gelang ihm, und er hatte nun die himmlische Freude, acht Menschen am Ufer zu sehen, die, nächst Gott, ihm allein ihr Leben zu verdanken hatten. Zwei waren ertrunken, deren Leichen man am folgenden Morgen am Strande fand.

Der König belohnte diese vortreffliche That königlich, er schenkte dem Menschenfreund tausend Livres, und bestimmte ihm einen Jahrgehalt von dreihundert Livres.

Aber mehr als alle königliche Belohnung war das Bewußtsein des Menschenretters,

Unglückliche mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet zu haben.

Der edle Ibrahim.

In Spanien hatte Gusmann den braven Omar, des ehrwürdigen alten Ibrahim einzigen Sohn, in einem Streite umgebracht. Eiligst mußte Gusmann fliehen, denn er hatte zu besorgen, daß ihn die Nachsehenden ereilen und zur Strafe an die Obrigkeit ausliefern möchten.

Gusmann war durch seine Flucht erschöpft. Athemlos und bleich blieb er vor einem Garten stehen, und wandte seine letzten Kräfte daran, über die hohe Mauer in den Garten zu kommen. Hier fand er den Herrn des Gartens, einen bejahrten Greis, in einem dunkeln Bogengange allein, und bat ihn um Aufnahme und um Schutz. Ich habe Jemanden unglücklicherweise erschla-

gen, sagte er ihm, und man verfolgt mich.
— Der Herr des Gartens nahm ihn gütig
auf. „Ich will dich verbergen, sagte er
ihm, so lange ich kann.“

Bald darauf wurde der Herr hinausge-
rufen von einem alten Mütterchen. Bis zu
seiner Wiederkunft verschloß er seinen Gast
in's Gartenhaus, damit ihn Niemand sehen
möchte. Drei lange Stunden mußte Gus-
mann harren, ehe der Greis wieder kam.
Er kam endlich, mit tiefer Betrübniß auf
seinem Gesichte. „Grausamer Mann, sagte
er zu ihm, es ist mein Sohn, mein einzl-
ger Sohn, den du erschlagen hast. Siehe,
du bist in meiner Gewalt, ich könnte mich
rächen, aber es ist edler, seinem Feinde
verzeihen und ihm wohl thun. Fliehe —
mein bestes Pferd ist für dich gesattelt und
erwartet dich am Gartenthor. Hier ist ein
Beutel mit Gold — nimm nicht den Weg

nach dem Ufer der See zu, denn dort sucht man dich schon, aber nach Toledo (eine Stadt in Spanien) wirst du sicher entkommen können.“ Gusmann entfernte sich und entkam seinen Verfolgern; aber schwer lag auf seinem Gewissen die Neue, den Sohn eines so edlen Greises erschlagen zu haben.

Selbst den Feinden, die uns weh gethan haben, wohlthun, das ist ein hoher Grad von Tugend und Güte des Herzens. — Das kleinliche Herz will sich an den Feinden rächen.

Armuth und Ehrlichkeit.

„Lieber Herr, schenken Sie mir doch eine Kleinigkeit für meine kranke Mutter,“ sagte ein armer Junge zu einem vorübergehenden reichen Herrn.

Der Herr griff in seine Tasche und gab ihm ein Stück Geld. — Der Knabe sah

das empfangene Geld mit großen Augen an, und man konnte es auf seinem Gesichte lesen, wie sehr er sich wunderte. „O, rief er, da bin ich auf einmal reich!“ Bald darauf schien er sich aber zu besinnen, und nach einigen Augenblicken lief er eiligst hinter dem Herrn her.

„Lieber Herr,“ sagte er, als er ihn eingeholt hatte, „Sie haben das wohl nicht geben wollen?“ mit diesen Worten reichte er das Geld hin, das er von dem Herrn empfangen hatte — es war ein Goldstück.

„Mein Sohn, warum hast du es nicht behalten?“ fragte der Herr. „Es wäre ja nicht recht gewesen,“ antwortete beschämt der ehrliche Knabe, wenn ich nicht gewiß wußte, daß Sie mir so viel hätten geben wollen. „Redliche Seele,“ sagte der Herr, wer bist du?“

Der Knabe erzählte ihm, daß er der Sohn einer armen Wittve sei, die krank

zu Hause läge, und deren sich Niemand annähme. Da mußte er gute Menschen ansprechen, damit die Mutter nicht vor Hunger und Elend umkomme. „Ach, sagte der Knabe mit Thränen, sonst durfte ich nicht betteln, als die Mutter noch arbeiten konnte!“

Der Knabe führte ihn in das kleine armselige Stübchen, worin die Mutter lag, die einen so guten ehrlichen Sohn hatte. Der Herr erkundigte sich nach allem, und als er fand, daß die Mutter eben so gut war, als ihr Sohn, so ließ er ihr Pflege und Wartung geben und schickte ihr einen Arzt.

Für den Knaben sorgte er auch, und ließ ihn unterrichten, und wie er herangewachsen war, so mußte er die Landwirthschaft erlernen, und wurde Aufseher über alle Güter des Herrn.

Die Unvorsichtigkeit und Uebereilung bewirkt kein gutes Herz.

Elisabeth Bargmann,

die Tochter eines Soldners in Lauenburg, ein Mädchen von ungemeiner Liebe gegen ihre Eltern. Sie stand bei guten Herrschaften in einem vortheilhaften Dienst, aber sie verließ schon vor vielen Jahren denselben aus kindlicher Liebe zu ihren 80jährigen Eltern, und zog zu ihnen, um sie in ihrem hohen Alter und in ihrer Armuth zu pflegen. Da sie ihr Häuschen sehr versallen fand, verwandte sie ihren Dienstlohn alsobald zur Ausbesserung desselben. Ein Jahr nachher wurde dasselbe durch eine Feuersbrunst völlig in die Asche gelegt, und die Unglücklichen hatten von dem Ihrigen, außer einigen Bettstücken, nichts gerettet. Sie mietete darauf sich und ihren Eltern eine kleine

Wohnung, nebst einem Weberstuhl, weil ihre beiden Stühle mit verbrannt waren, und durch Weben, wie durch andere Handarbeit, ernährte sie viele Jahre lang, mit zärtlichster kindlicher Liebe, ihren seit sechs Jahren kränklichen und fast lahmen Vater, nebst ihrer Mutter, die seit einigen Jahren wenig mehr sehen konnte. Sie ermüdete nicht in ihrer kindlichen Treue, sondern fuhr unablässig fort, ihre nothleidenden alten Eltern mit der größten Gelassenheit und Freundlichkeit zu heben und zu versorgen.

Wie jede wahre Christenthats und gute Handlung etwas Gutes hervorbringt: so hat auch dieß schöne Beispiel kindlicher Liebe und unverdrossener Arbeitsamkeit, zur Erhaltung der Eltern, sobald es nur bekannt geworden, viele Menschenfreunde ermuntert, diese fromme Tochter zu unterstützen, und ihr reichliche Beiträge zur Wiederaufbauung

ihres abgebrannten Häuschens zuzusenden, wozu sie, ihrer Armuth wegen, alle Hoffnung aufgegeben hatte. Einen Beweis ihrer guten ehrlichen Seele gab sie auch dadurch: Fast alle Beiträge zu ihrer Unterstützung wurden dem königlichen und kurfürstlichen Amte zu Lauenburg überschickt. Aus Celle wurde ihr selbst eine Dukate eingehändigt. Diese überlieferte sie aber gleich ihrer Obrigkeit, um auch solche zu Erbauung ihres Häuschens mit aufzubewahren, sagte aber dabei: „Weil der liebe Gott mich durch völlig unerwartete Geschenke so reichlich gesegnet, so bitte ich, mir etwas von dem Gelde zu besserer Pflege meiner armen kranken Eltern zu geben, ich will es immer ehrlich anzeigen, wenn ich etwas zu ihrer Pflege brauchen werde.“ — — Sie verlangte jetzt nicht mehr als einen halben Gulden. — —

Verehrungswürdige fromme Seele! Wie oft wohnt die größte Tugend in armseligen Hütten!

Beispiele von lächerlicher Furcht und Aberglauben.

In einem Dorfe waren einst die Bauern, die es bewohnten, sehr abergläubisch und furchtsam. Sie glaubten, daß in ihrer Kirche wunderbare Dinge geschähen, und wagten es nicht, des Abends nahe bei derselben vorüber zu gehen. Einst, an einem Sonntage, hörte der Küster spät noch, als es fast Nacht war, ein entsetzliches Gepolter in der Kirche. Voll Furcht und Schrecken lief er in die Schenke, holte die versammelten Bauern, den Pfarrer und Schulmeister herbei, um die Thüre zu öffnen und den Teufel, der nach seiner und der Bauern Meinung, so haufete, durch kräftige Gebete zu bannen. Der Schulmeister führte den Zug

an; und als er die Thüre öffnete, rannte ein Schwein, das zufällig sich hinein verirrt hatte, heraus; und da es gerade zwischen die Füße des tödtlich erschrockenen Mannes kam, trug es diesen noch eine Strecke mit sich fort. Der Schulmeister, in dem Glauben, es sei der Teufel, der sich seiner bemächtigt habe, schrie aus Leibeskräften: „Herr Pfarrer! er hat mich schon!“ Endlich wurden er und die Andern den Irrthum gewahr, und schämten sich ihrer lächerlichen Furcht.

Zwei Soldaten stritten einst, wer den andern an Herzhaftigkeit überträfe. Einer von ihnen sagte: Er wolle, um seinen Muth ganz außer Zweifel zu setzen, in der Mitternachtsstunde einen Totenkopf aus dem Beinhaus holen und dem andern weisen. Wirklich begab er sich zur bestimmten Stunde

nach dem Gottesacker, und tappte im Finstern umher, um einen Todtenkopf zu erwischen. Der andere hatte sich ein wenig früher in dem Weinhause versteckt, um seinen Kameraden zu erschrecken, und als dieser endlich das Gesuchte gefunden und fortgehen wollte, rief er laut: „Laß ihn nur stehen, es ist mein Kopf!“ Der Kamerad griff sogleich nach einem andern; da erschallte dasselbe Gebot. Muthig nahm er den dritten und rief: „Et, wie viel Köpfe hast du denn?“ — Ein dritter Soldat, der ein Schaf gestohlen, hatte sich zufällig mit seiner Beute auch in dasselbe Weinhaus verborgen, und die beiden andern in der Finsterniß nicht bemerkt. Er glaubte, die Todten sprächen in dieser schauerlichen Stunde, und tödtlich erschreckt — und zu diesem Schrecken trug das böse Gewissen des Diebes das Meiste bei — hielt er das gestohlene Schaf nicht fest genug,

so daß es ihm entwichte und eilends die Flucht ergriff. Die Soldaten entseßten sich, da sie in der Finsterniß nicht unterscheiden konnten, was so stürmisch unter den Gebetenen rasselte und aus der Thüre stürzte, und ergriffen eilends die Flucht. Der Dieb, der das Davongehen auch für das Beste hielt, folgte ihnen nach, und so kamen sie, doch oft über die Gräber strauchelnd, glücklich aus dem Gottesacker, wo der, eben aus den Wolken, die ihn umhüllte hatten, hervortretende Mond, sie einander erkennen ließ. Sie fanden in dem Diebe einen wohlbekannten Kameraden, der aber von nun an, durch die ausgestandene Angst gebessert, nicht mehr stahl.

In einem Wirthshause rühmten sich gleichfalls einige junge Leute ihrer Furchtlosigkeit, und einer übernahm es, die seintige

durch ein Probestück zu beweisen. Man that ihm den Vorschlag: in eine Kirche, wo nach der Sitte des Orts, die Leichen der am andern Tage zu Beerdigenden, in ihren Särgen über Nacht aufbewahrt wurden, um Mitternacht zu gehen, und einen Nagel in einen der Säрге zu schlagen; er nahm es willig an und gieng um zwölf Uhr fort. Da er nicht wieder kam, glaubten die Uebrigen, sein Borwiz habe ihn gereuet, und er sei nach Hause gegangen. Als man die Kirche am andern Morgen öffnete, fand man ihn todt neben einem Sarge liegen. Er hatte in der Finsterniß und in der Ueber-eilung den Zipfel seines Rockes mit dem Nagel an den Sargdeckel befestigt, und wahrscheinlich in der Einbildung gestanden, als er so zurückgehalten wurde, der Todte halte ihn fest. So war er plötzlich aus Furcht gestorben.

Eine Magd wurde eines Abends von ihrer Herrschaft in den Keller geschickt, um etwas herauf zu holen. Auf der Treppe blies ihr die Zugluft das Licht aus, denn sie war so unvorsichtig gewesen, sich nicht der Laterne zu bedienen. Sie glaubte sich schon im Dunkeln zurechtfinden zu können, und gieng in den Keller hinab. Beim Eintritte funkelten ihr zwei glühende Augen entgegen. Sie wollte fliehen, fiel aber und blieb ohnmächtig liegen, bis man sie vermiste und ihr nachgieng. Mit Mühe kam sie zu sich, und es gelang ihrer Herrschaft sehr schwer, sie zu überzeugen, daß nur die im Finstern leuchtenden Augen eines Katers, der im Keller auf einem Fasse Platz genommen, sie erschreckt hatte.

Es ist billig und vernünftig sich einer thörichten Furcht und Einbildung nicht blindlings zu überlassen; doch ist es eben so nö-

thig und vernünftig mit Vorsicht zu handeln, und jede Sache, die wir nicht beweisen können, mit Bedachtsamkeit zu prüfen.

Strafe und Besserung.

Friederike war nicht bloß naschhaft, sie läugnete es sogar, selbst wenn sie beim Naschen erwischt wurde. Sie aß verstohlen Kirschen, daß ihre Lippen blau waren, aber sie versicherte dennoch, sie wisse gar nicht wovon sie eigentlich gefärbt wären. So kam es denn, daß Niemand es glaubte, wenn sie die Wahrheit sprach. Da ward sie oft empfindlich und weinte, daß man ihr keinen Glauben beimaß; aber sie bedachte nicht, daß sie selbst daran Schuld war, daß Jedermann allen Glauben an ihrn Worte verlor. So ward sie gefährlich krank, und ihre veränderte Gesichtsfarbe, ihr Uebelbefinden, ward sogleich von ihren Eltern bemerkt, die

sie fragten, ob ihr etwas fehle. Kurz vorher hatte Friederike, nach ihrer häßlichen Gewohnheit, heimlich Obst genossen, welches noch nicht gereift war. Aus Furcht, man möchte die Ursache ihrer Unpäßlichkeit gewahr werden, läugnete sie diese und versicherte dreist, ihr fehle gar nichts. Ein Brechmittel wäre ihr nöthig gewesen, und hätte ihr, wenn sie aufrichtig gewesen, viele Schmerzen und Leiden erspart. Da sie aber so lange, bis die Krankheit schon einen hohen Grad erreicht hatte, schwieg, ward das Uebel schlimmer, und es entstand ein böserartiges Nervenfieber daraus. Endlich ward sie besser, da sie aber nicht dem Arzte folgte, sondern heimlich manche Speise aß, die ihrer geschwächten Gesundheit schaden mußte, bekam sie einen Rückfall ihrer Krankheit, der sie Monate lang ans Bett und Zimmer fesselte. Jetzt erst sahe sie es ein, wie

sehr sie sich durch ihre Genäschigkeit und ihr Lügnen geschadet hatte, und bemühte sich, die bösen Gewohnheiten abzulegen. Noch lange nachher hatte sie aber die Kränkung zu erdulden, daß, wenn sie etwas sagte, jedermann das Gesicht in Zweifel zog, und daß man die Schlüssel der Speisekammer sorgfältig aufhob, damit Friederike nicht dazu konnte. Doch, da sie nun mit doppelten Kräften dahin strebte, diese bösen Fehler gänzlich abzulegen, gelang es ihr endlich nach langer Zeit und vieler Mühe, das Zutrauen ihrer Eltern und auch Anderer wieder zu erhalten.

Eine Mordthat durch eine Kröte entdeckt.

Selten nur bleibt eine böse That ganz verborgen, und oft noch im spätesten Alter muß der sie büßen, der sie begieng. Eine Frau, die in einer unzufriedenen Ehe mit

ihrem Manne lebte, beschloß, da sie schlecht und boshaft war, ihn aus der Welt zu schaffen, und beredete einen eben so elenden Menschen, ihr in diesem Vorhaben beizustehen. Beide schlichen sich in der Nacht, als der Mann ganz sorglos schlief, an sein Bette, und schlugen ihm einen Nagel in den Kopf, der ihn augenblicklich tödtete; dann verbreiteten sie das Haar über den Kopf des Nagels, daß er nicht zu sehen war. Am andern Morgen erhob die Frau ein großes Geschrei und rief ihre Hausgenossen zusammen, um ihnen ihren, vom Schlage getroffenen, und gleich todt gebliebenen Mann zu zeigen. Da sich keine Wunde oder sonst eine Spur einer gewaltsamen Verletzung zeigte, schöpfte Niemand einen Verdacht, daß die Frau seinen Tod befördert habe. Er ward begraben, und die Wittwe und ihr Mordgehülfe heiratheten

ten sich. Daß sie nie ein ruhiges, zufriedenes Leben kannten, ist gewiß; doch lebten sie über zwanzig Jahre hindurch, dem Anschein nach, glücklich. Nach Verlauf dieser Zeit ward die Gruft, in welcher der Gemordete ruhere, geöffnet, um sie auszuräumen. Es werden dann die Gebeine derer, die schon lange gestorben sind, aus der Gruft genommen und ins Beinhaus gethan, um Platz für folgende Leichen zu machen. Die Todtengräber sahen mit Erstaunen einen Tottenkopf hin und her rollen, und als sie ihn genauer untersuchten, fanden sie eine Kröte in demselben, die durch ihre Bewegungen das Rollen des Kopfes bewirkte; aber auch einen eisernen Nagel, der tief durch die Hirnschale ins Gehirn gedrungen war, entdeckten sie. Auf die Anzeige ward sogleich eine Untersuchung angestellt, und danach der Angabe des Kirchenbuches und der

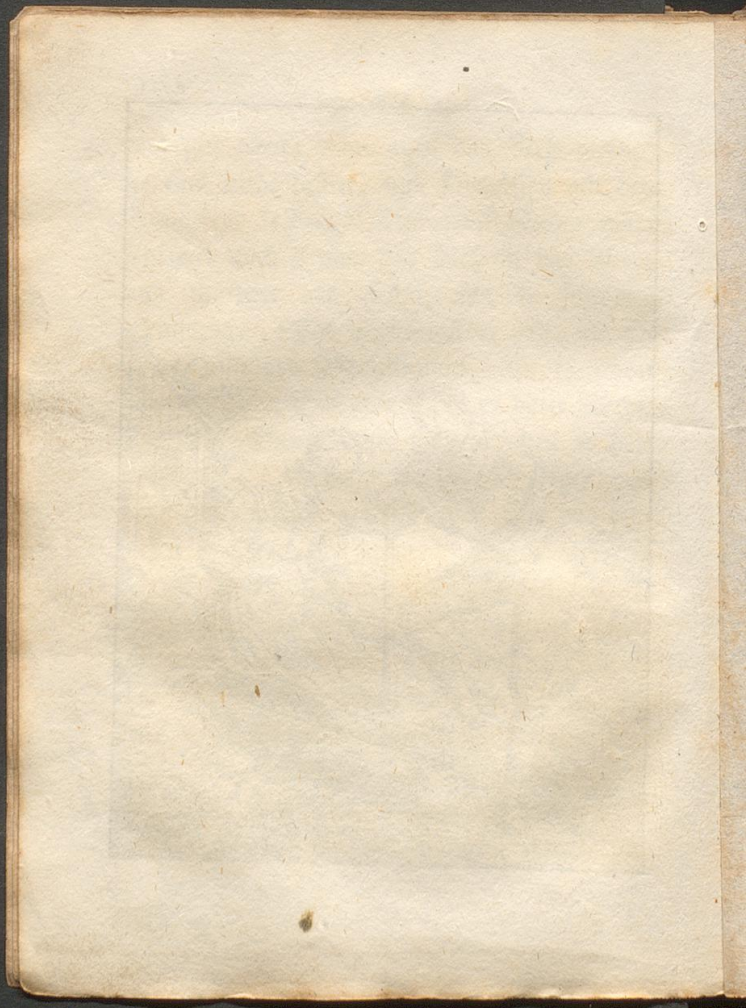
Todtengräber, die zu jener Zeit gelebt hatten, sich nicht bezweifeln ließ, wem der Kopf gehörte, wurden seine Mörder eingezogen und verhört. Ihre Bestürzung und ihre Unruhe verriethen sie, und bald gestanden sie ihr Verbrechen, welches nach den Gesetzen mit dem Tode bestraft ward.

Der unvermuthete Schak.

Ein armer Fischer warf sein Netz den ganzen Tag hindurch aus, und wenn er es aus dem Wasser zog, war es leer, oder nur ein paar kleine Fischchen befanden sich darin. Traurig und ermüdet wollte er am Abend heimkehren, als seine Frau, die herzu kam, ihn beredete, noch einmal einen Versuch anzustellen. Siehe, sprach sie, morgen kommen die Gläubiger und nehmen uns unser einziges Bette und jagen uns aus unserm Häuschen; so wollen wir uns doch noch ein:

mal satt essen, denn auch das Netz werden sie uns nicht lassen, und so müssen wir den Hungertod leiden. Der arme Mann warf seufzend noch einmal das Netz in das Meer und schüttelte den Kopf, als er schwerer herauszog. Was wirds wieder sein, als ein alter, unnützer Baumstamm, wie es schon manchmal der Fall war; und er hatte Recht. Ein alter Baumstamm war es, den er her- vorzog. Er lächelte bitter und legte das Netz zusammen. „Nun, das war das letzte- mal vielleicht für immer!“ Doch laß uns den Stamm mitnehmen und trocknen. Viel- leicht taugt er noch zum Einheizen. So schleppten sie das nasse Holz ans nahe Hüt- chen und lehnten es an dasselbe. Am an- dern Tage erschienen die Gläubiger und for- derten mit Ungestüm ihre Bezahlung; und als sie nichts erhielten, jagten sie den Fischer und die Frau fort, und nahmen ihnen ihre





Habseligkeiten und ihr Häuschen. Die armen Leute irrten trostlos umher, und als es dunkel ward, sprach die Frau: „Wenn wir nur den alten Baumstamm hier hätten, so wollten wir ihn zerhauen und uns wärmen.“ Ja, du hast Recht, erwiederte der Mann; aber ich habe nicht einmal eine Art. Ein Vorübergehender bot ihm die seinige an, und der Fischer holte mit seiner Frau den Stamm herbei und fieng an ihn zu zerhauen. Stehe, da quoll eine Menge silberner und goldner Münzen heraus. Entzückt liefen sie eilig hin, bezahlten ihre Schulden und behielten nun Häuschen, Kleider und Neth und ihre ganz geringe Habe; dann hoben sie das übrige Geld auf, und arbeiteten fleißig fort, um nicht wieder in Noth zu gerathen.

Der edle Sohn.

Es wüthete einst ein recht langwieriger und furchtbarer Krieg, der viele Menschen in die bitterste Armuth stürzte. Miller, ein armer Handwerksmann, ward dadurch, daß fast Niemand ohne die äußerste Noth ihm etwas zu arbeiten gab, und durch die starke Einquartierung, bei welcher auch er in seinem kleinen Häuschen immer einen, oder wohl zwei Soldaten aufnehmen und speisen mußte, in solche Noth und Dürftigkeit versetzt, daß er, seine Frau und seine Kinder die Betten verkaufen und auf bloßem Stroh schlafen mußten. Alle ihre besten Kleider hatten sie schon weggegeben und behalfen sich mit alten Lumpen; sie legten sich manchen Abend hungrig nieder, und wenn sie aufstanden, erwartete sie nicht, wie ehemals, ein Frühstück, wäre es auch noch so geringe gewesen. Franz, der älteste Sohn, konnte

das Elend der armen Eltern, die sich fast zu Tode kummerten, nicht länger mehr ansehen. Er war wohl erst sechszehn Jahre alt; da er aber für sein Alter eine ungewöhnliche Größe besaß, und man es in den Kriegszeiten nicht so gar genau mit der Größe und Stärke der Soldaten nimmt, faßte er den Entschluß, für einen reichen jungen Menschen, welchen das Loos getroffen, Soldat zu werden, und dadurch, daß er sich eine Summe voraus zahlen ließ, den Eltern eine Unterstützung zu verschaffen. Es gelang ihm, und nachdem alles in Richtigkeit war, und drei Theile der bewilligten Summe, wie es gewöhnlich ist, in der Kriegskasse niedergelegt wurden, um sie ihm nach Verlauf der sechs Dienstjahre auszu zahlen, erhielt er den vierten Theil, und heiter vor Sehnsucht und Freude, sie aus ihrer Noth zu erretten, flog er zu ihnen,

um ihnen das Geld zu überbringen. Die guten Leute erschrocken sehr, da sie wohl wußten, wie wenig Neigung ihr Sohn zu diesem Stande, den er aus Liebe für sie erwählt, immer gezeigt. Doch, nun war es nicht mehr zu ändern, und dieser Beweis seiner dankbaren Liebe für sie, und seines guten Herzens, rührte sie tief. Sie segneten ihn, und sahen ihn mit heißen Thränen seinem neuen Berufe folgen. Franz nahm eben so wehmüthig Abschied, und zog mit seinen Kameraden in die Kaserne, wo er aber nur so lange blieb, bis er das Exercieren gelernt hatte, dann gieng er, wie die Uebrigen, zu dem Regimente ab, bei welchem er angenommen, und welches bei der Hauptarmee stand. Sechs Jahre lang duldete er alle Mühseligkeiten und Plagen seines Standes; da ward der Friede geschlossen, und auch Franzens Dienstjahre waren

zu Ende. Nachdem er das ihm aufbewahrte Geld empfangen, gieng er mit demselben zu den Eltern. Die armen Leute hatten unter dessen mit Mangel, Krankheiten und drückenden Schulden zu kämpfen gehabt; denn das, was ihnen Franz gleich anfänglich gegeben, konnte bei der Theuerung, die damals herrschte, und ihrer gänzlichen Nahrunglosigkeit, nicht lange in ihren Händen bleiben. Der Mann hatte sogar aus Noth sein Handwerksgeräthe verkaufen müssen, und ward, durch den Mangel desselben, in die größte Noth gestürzt, da er nun auch gar nichts arbeiten, und daher auch nicht das mindeste verdienen konnte. Wie ein rettender Engel erschien der zurückgelehrte Sohn, den unter dem Drucke aller Lasten und Plager tiefgebeugten Eltern. Das Häuschen war ihnen schon lange genommen worden, und sie bewohnten ein kleines, finstres,

rauchigtes Stübchen, entblößt von allen Bequemlichkeiten des Lebens. Franzens erste Sorge war die, eine, wenn auch nicht schöne, doch weit bessere Wohnung als die bisherige, zu miethen, und das nothwendigste Hausgeräthe und Handwerkszeug anzuschaffen: denn in der Finsterniß wäre es nicht möglich gewesen zu arbeiten. Schwer ward es ihnen wieder Arbeit zu bekommen, und nur mit unendlicher Mühe gelang es dem Vater wie dem Sohne, nach vielen Wochen eine kleine Bestellung zu erhalten; da aber Beide mit Fleiß und um billige Belohnung arbeiteten, so gelang es ihnen nach und nach, mehr Aufträge zu bekommen, und in einigen Jahren, als die nun heran gewachsenen jüngern Geschwister auch mit helfen konnten, und ihren Unterhalt dadurch selbst verdienten, verbesserten sich die Umstände dieser Familie so sehr, daß sie zuletzt so

wohlhabend wurde, als sie vormals arm und dürftig war. Wie liebten die Eltern und Geschwister aber den guten Franz, den sie mit Recht als ihren Erretter ansahen, und welche Freude mußte ihm das neu aufblühende Glück der Seinigen gewähren!

Beispiele von Geistesgegenwart und Muth.

In Polen und Lithauen giebt es bekanntlich noch viele Wölfe, welche die Heerden überfallen, und oft nicht bloß die Schaafse wegnehmen, sondern auch Kühe und Ochsen anfallen. Doch wagt sich an diese nicht ein einzelner Wolf, sondern mehrere, die das Thier von verschiedenen Seiten anpacken, daß es ihnen nicht entgehen kann; besonders im Winter, wenn bei der dort herrschenden strengen Kälte, das Hornvieh wie die Schaafse viele Monate hindurch eingesperrt und in Ställen sind, und die Wölfe

keine andere Nahrung finden können, als bisweilen auf dem Ager ein todttes Stück Vieh, machen Hunger und Kälte sie so drelst, oder vielmehr so wüthend, daß sie ungescheut selbst die Menschen anzufallen wagen. Ein polnischer Beamter fuhr einmal im Winter durch einen Wald, im Schlitten, und sahe sich plötzlich, ob es gleich nur erst anfieng zu dämmern, von einer Menge von Wölfen umringt. Sein junges muthiges Pferd, welches sie anpacken wollten, bäumte sich, warf den Schlitten um, und jagte davon. Der Beamte rettete sich in der Todesangst schnell genug noch auf einen Baum, welchen die Wölfe, denen das Pferd entwischt war, umringten und mit heißhungrigen Blicken dem armen Manne aufauerten. Die Todesangst raubte ihm nicht alle Besinnung. Er wußte, daß selbst im größten Hunger die Thiere einan-

der nichts thun. Hat aber einer von ihnen die kleinste Wunde, oder nur etwas Blut an sich, so lecken die andern augenblicklich daran, und endlich zerreißen und fressen sie ihn. So zog nun der Gefangene sein Federmesser aus der Tasche und rißte sich so stark mit demselben in die Hand, daß das Blut stark hervorquoll. Dieses tröpfelte er auf die zunächst dem Baum lauernden Wölfe, und augenblicklich glaubten die andern ein Recht zu haben, die mit Blut bezeichneten zu verspeisen, welches auch sogleich geschah. Während sie mit dieser Mahlzeit beschäftigt waren, und die zerrissenen Stücke weit umher zerrend, sich vom Baum etwas entfernten, rettete sich der Beamte, hoffend, noch vor dem Einbruch der Nacht ein nicht fernes Dorf zu erreichen, und entschlossen, sich im Nothfalle wieder auf einen Baum zu flüchten.

Mehr todt als lebend kam er in dem Dorfe an, und mußte doch noch froh sein, mit dem Schrecken bloß davon gekommen zu sein. — Einst fuhr auch ein Bauer in jenem Lande mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern durch den Wald. Bald war auch er von Wölfen umgeben, von denen einige sich an das Pferd machten, welches aber, da sie ihm den Weg versperreten, sich mit den Hufen wehrte, andere aber sprangen über den Schlitten und zerrten die Decke weg, welche die Mutter um die Kinder gebreitet hatte. Endlich entriß eins dieser wüthenden Thiere eines der Kinder der Mutter. Voll Entsetzen ergriff der Bauer ein bei sich habendes Beil, und schlug mit demselben so nachdrücklich auf den Kopf des Wolfes, daß dieser betäubt von dem Schlage zurücktaumelte, und das Kind, das nur noch bloß von den scharfen Zähnen gerißt war,

fallen ließ. Schnell erfaßte es der Bauer und warf es in die Arme der Mutter, und eben so schnell tödtete er den Wolf, ehe dieser zur Besinnung kam; denn es ist höchst gefährlich eines dieser Thiere bloß zu verwunden, alsdann kennt seine Wuth keine Grenzen. Jetzt warf sich der Bauer wieder in den Schlitten, und es gelang dem Pferde durchzubrechen, und die Leute und sich selbst durch die Flucht zu retten. Am besten ist es, so viele hellklingende Schellen und Glocken als möglich an dem Geschirre der Pferde zu befestigen. Dieser Klang hält die Wölfe zurück, sie fühlen alsdann eine Art von Scheu, die Pferde anzufallen. Auch ist es sicherer, wenn man von den Wölfen umringt ist, nicht sehr schnell zu fahren; denn unmöglich kann das Pferd so schnell und sicher zugleich laufen, daß man nicht Gefahr laufe, umgewor-

fen zu werden, und während das Pferd sich rettete, selbst eine Beute der Wölfe zu werden, statt daß, wenn der Eigenthümer dieses, im ärgsten Falle Preiß geben müßte, er doch das eigne Leben davon irüge. Auch wo es keine reißenden Thiere giebt, wie in andern Theilen von Europa, giebt es doch Gefahren anderer Art, und darum ist es gut, nie die Besinnung zu verlieren, sondern muthig und entschlossen zu bleiben. — Ein Reisender, der in einem Gasthose schlief, hatte eines Abends vergessen, die Thüre seines Zimmers zu verriegeln. In der Nacht erwachte er von einem Geräusch und erblickte beim Schein der Nachtlampe einen Dieb, der seinem Bette nähete. Da er völlig wehrlos, und sein Gegner, ein baumstarker Mann mit einem langen Messer bewaffnet, auf ihn zukam, hielt er für das Beste sich schlafend zu stellen. Der Dieb trat nahe

an das Bett und hielt ihm die Spitze des Messers an die Brust; da aber der zum Schein Schlafende sich nicht rührte, entfernte er sich langsam wieder, nahm alles was nur einigen Werth hatte, mit sich, und verließ das Zimmer. Kaum war er hinaus, als der Reisende aufsprang, die Thüre verriegelte, und so stark schellte, daß die Leute im Hause davon erwachten und zu ihm eilten. Man ergriff noch den Dieb, der sich in einem Winkel des Hauses verborgen hatte, in der Hoffnung, unbemerkt, wenn die Hausthüre am Morgen geöffnet würde, zu entwischen. — Ein anderer Reisender mußte im Frühling, wenn die Flüsse und Ströme stark durch den von den Gebirgen herabgethauenen Schnee angeschwollen sind, einen breiten Fluß, vermittelst einer Fährre, passieren. Zur Sicherheit waren hohe Pfähle in der Fährre angebracht, durch welche Taue

liefen, die an beiden Seiten des Ufers befestiget waren, um so das Wegtreiben der Fährre zu verhindern. Doch, das Eis stemmte sich an diese, und erhob die Hälfte derselben so hoch, daß Menschen, Pferde und Wagen herab ins Wasser stürzen mußten. In dieser schrecklichen Gefahr ergriff der Reisende sein Taschenmesser, zerschnitt die Stränge eines der in das Geschirr verwickelten Pferde, warf sich auf dasselbe, sich fest an den Hals desselben klammernd, und so ward durch das schwimmende Pferd er ans Ufer gebracht. Sein Bedienter faßte in der Todesangst das Tau, und ob es ihn gleich tief ins Wasser herabzog, gelang es doch denen die am Ufer zu Hülfe herbeieilten, ihn durch dieses Tau heraus zu winden. Vorsicht ist eben so nöthig als Muth, und daher sollte Niemand weite Reisen antreten, ohne sich mit guten.

Pistolen und einem oder ein Paar scharfen Taschenmessern zu versehen.

Das entlarvte Gespenst.

Ein Student in Jena bezog eine Wohnung in einem Hause, in welchem, nach der Sage, ein Gespenst umhergieng. Da er nicht furchtsam war, achtete er nicht auf das einfältige Gerede. In der ersten Nacht war alles ruhig; in der zweiten hörte er Kettengerassel und Aechzen. Er blieb indeß in seinem Zimmer, legte aber von nun an zwei geladene Pistolen auf den Tisch vor seinem Bette, wenn er sich niederlegte. So vergiengen einige Nächte; da er sich aber nicht irre machen ließ, kam endlich ein ungeheures Gespenst in sein Zimmer und gerade auf ihn zu. Augenblicklich ergriff er ein Pistol und zielte nach den Beinen des Gespenstes, welches auch von dem Schrot

getroffen, zu Boden sank. Sogleich eilte der Student hinzu, entlarvte den Geist, und siehe da! es war der nächste Nachbar des Hausherrn, den er schon durch die Furcht aus dem Hause vertrieben. Er hatte die Spuckgeschichte nur erdacht, um das Haus seinem Eigenthümer zu verleiden und in üblen Ruf zu bringen, und es so für ein geringes Geld zu bekommen. Da sein Haus mit diesem durch eine Thüre, die er zum Scheine geschlossen, in Verbindung stand, konnte er seinen böbischen Plan sehr gut ausführen. Die Strafe blieb aber, wie wir gesehen, nicht aus, und er ward nicht allein von der Obrigkeit zur Rechenschaft gezogen und bestraft, sondern mußte auch zeitlebens an der Krücke gehen, da das eine Bein nicht mehr herzustellen war.

Die vier Brüder.

Vier Brüder ziehn Jahr aus Jahr ein
Im ganzen Land spazieren;
Doch jeder kommt für sich allein,
Uns Gaben zuzuführen.

Der erste kommt mit leichtem Sinn,
In reines Blau gehüllet,
Streut Knospen, Blätter, Blüthen hin,
Die er mit Düften füllet.

Der zweite tritt schon ernster auf,
Mit Sonnenschein und Regen;
Streut Blumen aus in seinem Lauf,
Der Ernte reichen Segen.

Der dritte naht mit Ueberfluß
Und füllet Küch und Scheune;
Bringt uns, zum süßesten Genuß,
Viel Früchte, Korn und Weine.

Verdrießlich braust der vterte her,
In Nacht und Graus gehüllet,
Sieht zürnend Wald und Wiesen leer,
Die er mit Schnee erfüllet.

Wer sagt mir, wer die Brüder sind,
Die so einander jagen?
Leicht rath es wohl ein jedes Kind,
Drum brauch ich's nicht zu sagen.

Die Fourage.

In dem letzten Kriege in Deutschland wurde ein Rittmeister zum Fouragiren beordert, in einer Thalgegend, wo man fast nur Waldungen erblickte. In der Mitte des Thals stand eine kleine Hütte; der Offizier gieng darauf zu, klopfte an die Thür, und heraus trat ein alter Herrnhuther. „Vater, sagte der Offizier, zeigt mir ein Feld, wo ich meine Truppen zum Fouragiren an-

weisen kann.“ — „Sogleich!“ erwiderte jener. Der alte Mann führte sie aus dem Thale. Nach einer Viertelstunde fanden sie einen schönen Acker Gerste. „Hier haben wir, was wir brauchen,“ sagte der Rittmeister. „Gedulden Sie sich nur noch einige Minuten,“ erwiderte sein Führer; „Sie sollen gewiß befriedigt werden.“ Nach einer Viertelstunde kamen sie an ein anderes Gerstenfeld; die Truppen hieben das Getreide hier ab, luden es auf, und zogen fort. Darauf sagte der Offizier zu seinem Führer: „Vater, du hast dir und uns eine vergeblliche Mühe gemacht, das erste Feld war besser als dieses.“ — „Sehr wahr,“ antwortete der Alte, „aber es gehörte nicht mir.“

Die drei Kandidaten.

Zu einer Pfarrstelle meldeten sich drei Kandidaten. Der Bischof hieß sie nach

sechs Wochen sich wieder einfinden. Dann wolle er sie prüfen und die Stelle dem Würdigsten zusprechen. Sie erschienen nach Verlauf des Termins, und hatten sich aufs Beste vorbereitet. Der Bischof fragte sie: ob sie ihren Cursus repetirt hätten? und als sie es zuversichtlich bejaheten, sprach er: „Ein vollständiges Examen wäre also überflüssig, und würde Sie einander nur gleichstellen. Ich will es machen, wie unser Heiland, und Ihnen ein Gleichniß vorlegen: Ein Reisender sollte zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort eintreffen. Ihn begleitete ein Esel, der sein Gepäck trug. Die Last wurde ihm, eine Meile vor dem Ziel, zu schwer. Was würden Sie in diesem Falle thun? Der erste erwiederte: „Ihn so lange mit Schlägen forttreiben, bis wir angekommen wären.“ Der Zweite: „Einen andern Esel oder ein Fuhrwerk hin-

gen.“ Der dritte: „Ihm einen Theil der Last abnehmen und auf meine Schultern legen.“

Der Bischof entgegnete dem Ersten: „Sie können ein guter Militär“ — dem Zweiten: „Sie ein geschickter Kaufmann werden“ — zum Dritten sprach er: „Sie verdienen die Stelle.“

Edle Freundschaft.

Als Kaiser Karl der Fünfte, nach dem Tode seines Großvaters, des Königs Ferdinand, zur Besitznahme Spaniens nach Madrid gieng, folgte ihm ein junger, französischer Graf aus dem Hause de Bossü, der sich bei dem Kaiser durch seine Geistesfähigkeiten und mancherlei Talente so beliebt gemacht hatte, daß er immer um ihn sein mußte.

Auf einer großen Schweinsjagd hatte der junge Mann das Unglück, daß er sich im Reiten mit dem vergifteten Dolche, den damals die spanischen Jäger bei sich zu tragen pflegten, verwundete. Karl, welcher wußte, daß mit dem jungen Grafen dessen ganzer männlicher Stamm absterben würde, hatte kaum die tödliche Wunde seines Lieblings bemerkt, als er vom Pferde sprang, ihn gleichfalls abzusteißen nöthigte, und ihm — ehe noch das Gift mit dem Blute sich vereinigen konnte, welches ihm unfehlbar den Tod zugezogen haben würde — zu wiederholten Malen das Blut aus der Wunde sog. Durch diese großmüthige Hülfsleistung gelang es ihm, dem Grafen das Leben und sich selbst einen treuen Freund zu erhalten.

Je seltener solche Beispiele von aufopfernder Freundschaft der Großen gegen ihre Unterthanen sind, desto mehr Ehre

macht diese Handlung dem in anderer Hinsicht so berühmten und merkwürdigen Monarchen.

Ehrlich währt am längsten.

Nach dem Tode eines sehr reichen Kaufmanns in L. ließ der einzige Erbe desselben, sein Sohn, einen Schreibtsch zu seinem Schreiner bringen, der einige Ausbesserung bedurfte. Als der Schreiner Hand anlegte und das Geräthe von allen Seiten genau untersuchte, fand er eine verborgene Schublade und darin ein Kästchen mit Juwelen.

Der Schreiner und sein Weib, so wie seine Tochter, waren geblendet von dem Glanze der Steine; sie vergaßen in der Freude ihres Herzens, daß sie kein Recht darauf hatten und die beiden Frauenzimmer machten schon allerlei Plane und Entwürfe, wie man den Reichthum zuerst verbergen

und zuletzt auf eine kluge Weise anlegen und genießen wollte. Ein Nachbar aber, der gerade kam und etwas von Schmuck verstehen wollte, erbot sich, dem Schreiner zehntausend Thaler baar Geld dafür zu geben: er sollte nur stille schweigen und nichts von der Sache laut werden lassen.

Doch der ehrliche Mann, der sich indes gesammelt hatte, sagte: „Nein, und wären es hunderttausend, so wären sie mir nicht so lieb als das Bewußtsein, ein ehrlicher Mann zu sein!“ Er trug das Kästchen, trotz aller Vorstellungen und Einwendungen, zu dem Kaufmanne hin und erzählte ihm offen und treuherzig Alles, was er bei der ersten Entdeckung desselben empfunden hatte, und was weiter vorgefallen war. „Es ist Ihr Eigenthum,“ schloß der brave Mann, „und Gott sei Dank, daß ich stark genug

war, der Versuchung zu widerstehen, in die es mich geführt hat!“

„Ja, Gott sei Dank,“ versetzte der Kaufmann, „daß der verlorne Schmuck in die Hände eines so ehrlichen Mannes gefallen ist! Nicht sowohl deswegen, weil ich dadurch um dreißigtausend Thaler — denn so viel ist er werth und nicht zehntausend — reicher werde, sondern weil die Ehrlichkeit eines rechtschaffenen Menschen, der in Verdacht gerathen ist, dadurch in ein unbezweifeltes Licht gesetzt wird.“ Er erzählte darauf dem Schreiner, daß ein Diener seines seligen Vaters den Schmuck kurz vor seinem Tode zu einem vornehmen Herrn habe tragen müssen, der Lust gehabt habe, ihn zu kaufen; wenige Tage darauf sei der Alte gestorben, und der Schmuck, trotz aller Nachsuchungen, nicht gefunden worden; man habe also sehr natürlich gezweifelt, ob

er auch wieder in seine Hände zurückgekommen sei: der Diener behauptete zwar, ihn demselben wieder überbracht zu haben, aber das habe man nicht glauben können und ihn deshalb schon mit gerichtlichem Arrest belegt, um die Sache genauer zu untersuchen.

„Uebrigens,“ fuhr der Kaufmann fort, „sage ich ihm, mein lieber Meister, nicht nur Dank, daß Er mir mein verlornes Eigenthum wieder gebracht hat; ich gebe Ihm auch einen Beweis meiner Dankbarkeit in dieser Anweisung auf tausend Thaler, die er jeden Augenblick erheben kann!“

Der Schreiner weigerte sich nicht, dieß Geschenk anzunehmen; „denn,“ sagte er, „ob ich gleich nichts gethan habe, als meine Schuldigkeit, — weshalb ich auch ohne Anspruch auf Belohnung hieher gegangen bin, — so wäre es doch undankbar gegen

das Schicksal, das mir auf diese Weise recht kräftig unter die Arme greift, in einem Augenblicke, wo ich es gerade nöthig habe, indem ich meine Tochter ausstatten soll, und kränkend für Sie, da Sie mir die Summe freiwillig angeboten haben, wenn ich sie nicht annehmen wollte. Der Himmel segne Sie dafür! Ich und meine Familie werden Sie Zeitlebens als unsern Wohlthäter verehren, und unser Gebet soll täglich für Sie zum Himmel emporsteigen!

Das gut angelegte Kapital.

In der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts lebte unweit Paris auf einem Landgute eine achtungswerthe Frau, die Wittwe eines Landedelmanns, einzig beschäftigt mit der Erziehung ihres Sohnes und mit der Beförderung des Wohls ihrer Unterthanen. Wo sie konnte, da half sie

ihnen mit Rath, und ein ansehnliches Vermögen erlaubte ihr auch, dem Zuge ihres guten Herzens zu folgen und sie mit der edelsten Aufopferung zu unterstützen.

Unter andern Unglücklichen, die durch ihre mütterliche Fürsorge in bessere Umstände versetzt worden waren, hatte sie auch eine vater- und mutterlose Waise aus dem Dorfe zu sich genommen und sie erzogen. Susette war dieser Wohlthat würdig. Sie hing mit einer unbegrenzten Liebe an ihrer Wohlthäterin, der sie sich nicht nur durch die Ausübung aller ihrer Pflichten, sondern vorzüglich durch die Ausbildung ihres Geistes immer theurer zu machen suchte. „Nie,“ sagte sie oft zu sich selbst, „will ich die edle Frau verlassen. Ich habe ihr Alles zu danken; ihr soll mein Leben geweiht sein!“

Sie sollte noch mehr für ihre Wohlthäterin thun, als was sie sich vorgenommen hatte!

Ein braver Mann aus der Nachbarschaft hielt um ihre Hand an. Susette wollte sich nicht von ihrer Frau trennen und schlug sie ihm ab; aber sie gab den Vorstellungen ihrer mütterlichen Freundin nach und willigte ein. Sie erhielt von ihrer Wohlthäterin fünfzehnhundert Livres zur Aussteuer, eine Summe, mit welcher ihr Gatte, der einen Viehhandel trieb, seinem Gewerbe einen neuen Schwung gab.

Kurze Zeit darauf brach die Revolution aus. Die Verwandten des Edelmanns, selbst der Sohn, wanderten aus ihrem Vaterlande, um sich vor der Wuth eines erbitterten Pöbels zu sichern. Eine Zeitlang war die brave Frau, in der Mitte ihrer sie liebenden Unterthanen, unangetastet geblieben; aber, sie war reich, sie war von Adel, das war genug, um auch sie für eine Feindin des Vaterlands zu erklären. Sie wurde

in's Gefängniß geworfen und ihre Güter eingezogen.

Lange schmachtete sie, nebst vielen andern Opfern der Partheiwuth, in einem dumpfen Kerker, und jeden Morgen erwartete sie ihr Todesurtheil; ein Zufall rettete sie und verschaffte ihr die Freiheit. Aber, was für eine Freiheit? Alles ihres Vermögens beraubt, verlassen von ihren Verwandten, hatte sie Niemand, als ihre getreue Kammerfrau, zu welcher sie vor der Hand ihre Zuflucht nehmen konnte. Auch diese hätte sich für ihre geliebte Herrschaft aufgeopfert; aber sie war arm und Frau von Senneterre wollte nicht auf ihre Unkosten leben. Sie faßte sogar den Entschluß, weil ihr kein anderer Ausweg übrig war, selbst Dienste zu nehmen. Ihre Kammerfrau wandte Alles an, ihr diesen Vorsatz auszu-

reden; umsonst; sie beharrte auf demselben
— wiewohl mit zerrissenem Herzen.

Um diese Zeit enthielten die öffentlichen Blätter eine Anzeige, nach welcher eine reiche Frau in der Stadt eine Person aus den gebildeten Ständen als Gesellschafterin für sich suchte. Frau von Senneterre ließ sich melden und wurde auf eine bestimmte Stunde zu ihr beschieden. In Trauerkleider gehüllt, einen schwarzen Schleier über das Gesicht, gieng sie mit zagendem Schritte und klopfendem Herzen in das bezeichnete Haus, welches ihr durch seine Pracht einen großen Reichthum ankündigte und sie schmerzhaft an ihren eigenen Wohlstand erinnerte. Indeß faßte sie sich, als sie im Vorzimmer von einer Kammerfrau sehr höflich empfangen und gebeten wurde, nur einen Augenblick zu verziehen.

Man führte sie endlich in das Zimmer der Dame, deren Anblick sie auf eine unbegreifliche Weise bewegte, ob sie sie gleich nicht erkannte. Kaum aber hatte sie ihren Schleier zurückgeschlagen und angefangen zu reden, als die Dame mit einem Schrei des höchsten Erstaunens ihr zu Füßen und in Ohnmacht fiel. Frau von Senneterre erkannte jetzt in ihr ihre Pflegetochter Susette, und das Erstaunen, diese in solchen Umständen zu finden, milderte die Heftigkeit ihrer eigenen Rührung. Sie schellte und die Leute eilten herbei. Susette schlug die Augen auf, und nachdem sie völlig zu sich gekommen war, befahl sie, ihren Mann zu rufen. Dieser erkannte sogleich auch die Frau, die durch ihre Aussteuer seiner Gattin den Grund zu seinem jetzigen Reichtum gelegt hatte; er vereinigte seine Bitte mit der ihrigen, „sie nie wieder zu verlas-

sen, sondern sich der Rechte zu bedienen, welche ihr ihr Verhältniß als Mutter der jungen Frau gäben.“ Frau von Senneterre konnte diesen Aeußerungen der Liebe und der Dankbarkeit nicht widerstehen. Sie lebte einige Jahre in Paris bei den guten Menschen, abwechselnd in Ruhe und Besorgniß.

Nachdem aber Susettens Gatte am Ende selbst ein Opfer der Revolution geworden war, wanderten die beiden Frauenzimmer in das ruhige England aus, wo Frau von Senneterre ihren Sohn wieder fand. Bald stiftete der tägliche Umgang eine nähere Verbindung zwischen diesem und Susetten, und die edle Frau fand in dem Glücke ihrer Kinder und in dem Genuße der Ruhe und des Friedens vollen Ersatz für Alles, was sie erduldet und dabei verlohren hatte.

Großmuth bleibt nicht unbelohnt.

Jakob Müller von Zürich, ein starker und tapferer Kriegermann, lebte mit Rudolf von Habsburg in Feindschaft und hatte ihm viel Schaden gethan. Einst aber begegnete er dem Grafen, der mehrere seiner Reuter bei sich hatte, auf einem Wege, wo es unmöglich war, zu entinnen, und gegen die überlegene Zahl zu kämpfen, getraute sich Müller auch nicht. Da sprang er geschwind vom Pferde, machte seine Beinkleider los und bückte sich gegen die Erde, als ob ihn die Natur zu dieser Stellung zwingte. Der Graf sprengte mit seinen Leuten heran und Rudolf rief Müllern zu: er solle sich wehren. Aber dieser entgegnete ihm, wenn er ein rechtschaffener Kriegermann wäre, so möchte er seiner schonen, bis er seine Beinkleider wieder aufgezogen hätte; Rudolf gestand ihm dieß zu, da rief

Müller aus: „so mag die Beinkleider anziehen wer will, ich werde es nimmermehr thun.“ Rudolf sah, daß er durch sein gegebenes Versprechen gefangen sei, er wurde aber nicht böse darüber, sondern lachte selbst über Müllers listigen Einfall, verzieh ihm die alte Feindschaft und hatte dafür von der Zeit an den getreuesten Freund an ihm. Denn als Rudolf in einem Gefechte gegen den Herrn von Regensberg sich zu tief in die Feinde gestürzt hatte, wurde er von denselben umringt, sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erstochen und mit Mühe konnte er, zu Fuß kämpfend, die Feinde noch von sich abhalten, hätte aber vor Müdigkeit doch bald unterliegen müssen. Dieß sah Jakob Müller, schlug sich mit großer Anstrengung und Tapferkeit bis zu ihm durch, nahm ihn vor sich auf das Pferd und brachte ihn glücklich aus dem feindlichen Haufen.

Der Araber und sein Pferd.

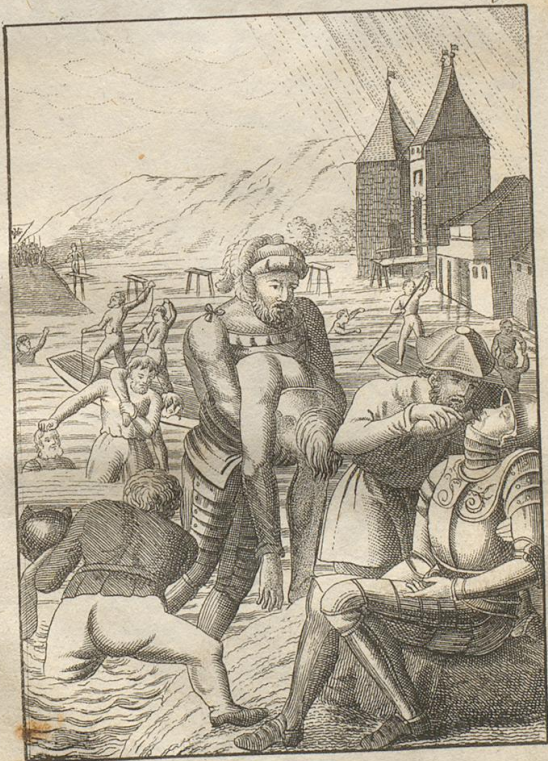
Ein armer Araber besaß nichts weiter, als eine sehr schöne Stute. Der französische Konsul zu Soud machte ihm den Vorschlag, ihm solche künstlich zu überlassen; seine Absicht war, dieß seltene Ross an Ludwig den Vierzehnten zu schicken. Der Araber, trotz der drückenden Noth, in der er sich befand, blieb lange unschlüssig, was er thun sollte. Endlich verstand er sich dazu, dem Verlangen des Konsuls zu willfahren, doch nur unter der Bedingung, daß ihm dafür eine überaus große Summe Geldes bezahlt würde. Der Konsul wagte es nicht, für seinen Kopf einen solchen Kauf abzuschließen, er erbat sich daher zuvor von seinem Hofe die Zustimmung dazu. Der König genehmigte den Kauf, und der Konsul ließ darauf den Araber wieder zu sich bescheiden. Dieser

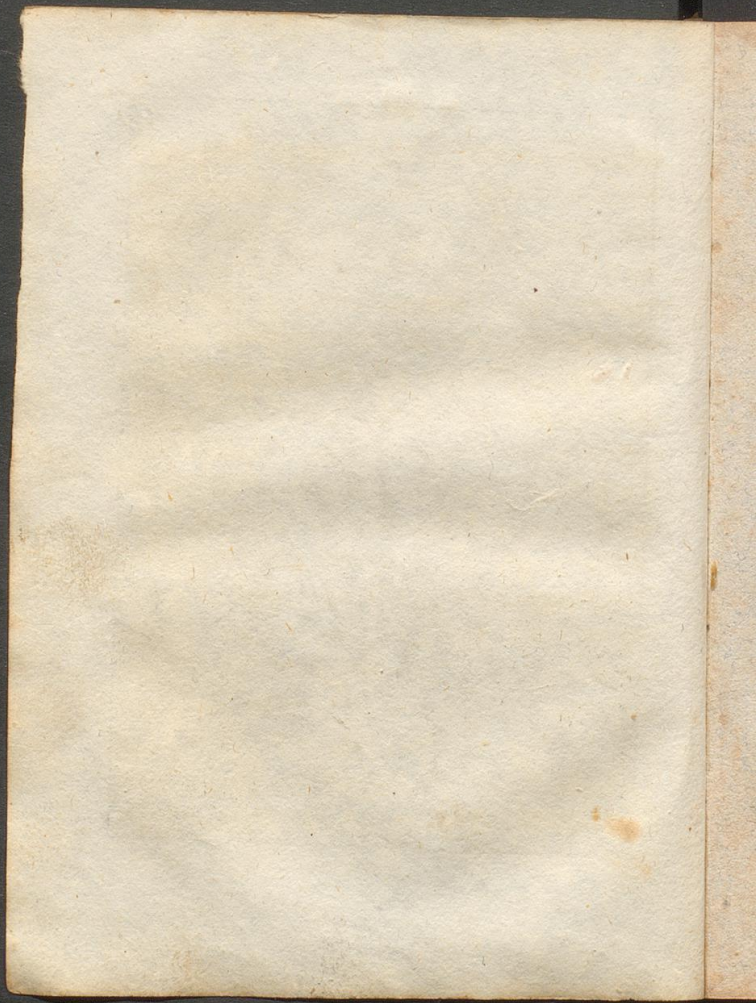
erschien auf seinem Renner. Es wurde ihm der verlangte Preis in schönem blanken Golde ausgezahlt. Der Araber, nur mit einer elenden Matte bedeckt, stieg ab, betrachtete die ausgezahlten Goldstücke, und dann seine Stute. Seufzend rief er aus: „Welchen Händen will ich dich überliefern? Ach, in die Hände von Europäern, die dir Zaum und Gebiß anlegen, dich peitschen und sporen und elend machen werden. Komm wieder mit mir, mein schönes, zartes, munteres Thierchen; sei die Freude meiner Kinder.“ — Bei diesen Worten schwang er sich wieder auf das Roß, und kehrte im Fluge in seine Wüste zurück.

Die Belagerung von Solothurn.

Als Ludwig von Bayern und Friedrich von Oestreich mit einander um die deutsche Königswürde stritten, hielt es die Stadt

Solothurn mit dem bayerischen Ludwig; deswegen zog Friedrichs Bruder Leopold, eben der, welcher durch die Niederlage bei Morgarten bekannt geworden, im Jahre 1318 mit einem starken Heere vor Solothurn. Die Berner schickten der bedrängten Stadt, mit welcher sie immer in gutem, nachbarlichen Benehmen gelebt, 400 Mann zu Hülfe. Standhaft wehrte sich die vereinigte Besatzung, zehn Wochen lang dauerte bereits die Belagerung. Leopold hatte, um der Stadt von beiden Seiten beikommen zu können, oberhalb derselben eine Brücke über die Aar gemacht. Durch starke Wolken: güsse angeschwellt, stieg jetzt die Aar zu einer ungewohnten Höhe, wüthete fürchterlich, und drohte die Brücke wegzureißen. Leopold befahl, sie mit allen Steinen, die man in der Eile herbeischaffen konnte, zu beschweren, als aber das Toben des Stromes im:





mer ärger wurde, ließ er seine Leute auf die Brücke marschieren, so viel als ihrer Platz darauf hatten, um sie durch dieses Gewicht noch mehr zu befestigen. Alles vergebens; die Brücke wurde weggerissen, die Leute stürzten in's Wasser, viele ertranken; viele erhielten sich schwimmend über dem Wasser, und wurden so vom Strome gegen die Stadt getragen. Sobald die Solothurner dieß große Unglück sahen, eilten sie an's Wasser, zu retten, wen sie konnten, mit Stangen und mit Stricken, sprangen in die Kähne, thaten überall ihr Bestes. So gelang es ihnen eine beträchtliche Anzahl dieser Unglücklichen vom Tode zu retten. Sie wärmten und pfl egten sie, und schickten dann dem Herzoge wieder in sein Lager. Leopold erstaunt, gerührt über solchen Edelmuth, hob die Belagerung

auf, und ritt nach Bern, um den Frieden abzuschließen.

Die rechtschaffenen Unterwaldner.

Luzern und Unterwalden mit dem Walde waren im Jahre 1340 mit einander im Streite über gewisse Rechte am Bürgenberge, der im Lande Unterwalden liegt. Die Rechte, welche die Luzerner an diesem Berge ansprachen, wurden ihnen von den Unterwaldnern verweigert. Während diesen Zwistigkeiten entstand zu Luzern ein großer Brand. Sobald die benachbarten Unterwaldner das Feuer bemerkten, schiffte sich eine Anzahl rüstiger Männer, und ruderten aus allen Kräften Luzern zu, indem sie an nichts dachten, als den nothleidenden Luzernern eilende Hülfe zu leisten. Aber zu Luzern waren die Thore geschlossen, man wollte die Unterwaldner nicht gleich einlas-

sen, weil man wegen den obwaltenden Streitigkeiten fürchtete, sie könnten Böses im Sinne haben. Also wurden die Unterwaldner gefragt: „in welcher Meinung sie gekommen seien? ob man sich Gutes oder Böses von ihnen zu versehen habe?“ Den guten Unterwaldnern that dieses Mißtrauen so weh, daß sie mit Thränen in den Augen antworteten: „Liebe, treue Eidgenossen! euer Leid ist unser Leid, und wir sind gekommen euer Leib und Gut, Weib und Kind, und was euch lieb ist, zu retten und zu schützen, so weit unser Leben langt, und löschen zu helfen, als wenn unsere eigenen Häuser brennten.“ Da wurden die Thore geöffnet, und die eifrigen, starken Unterwaldner trugen nicht wenig zu Stillung des Brandes und zu Rettung der Habseligkeiten bei.

Als hernach die Streitigkeit Schiedsrichtern übergeben worden war, und diese den Ausspruch thaten, die Rechte der Luzerner seien wohl begründet, so ließen die Unterwaldner dieselben in dem Besitze, ohne sie weiter im mindesten zu stören.

Der treue Diener.

Einige Vertriebene von Zürich hatten sich mit dem benachbarten Adel verschworen, den Bürgermeister Brun, sammt denjenigen, welche ihm ergeben waren, zu ermorden und alsdann eine andere Regierung einzusetzen. Der Anschlag sollte in der Nacht des 24sten Hornungs ausgeführt werden. Auf allerlei Weise waren nach und nach bis 800 Soldaten in die Stadt gebracht worden, die sich verborgen hielten. Am Abend vor der bestimmten Nacht versammelten sich die Verschwornen in einem

Wirthshause, und verabredeten die Sache mit einander, bestimmten auch ein Zeichen, woran sie sich in der finstern Nacht erkennen könnten. Wer nämlich von den andern sei, der solle sagen: ich heiße Petermann.

Das alles hörte ein Beckerjunge, mit Namen Eckenwieser, der am Ofen geschlummert hatte. Sobald er unbemerkt aus der Stube heraus gehen konnte, lief er zum Bürgermeister Brun, und erzählte ihm, was er gehört. Dieser schickte den Becker um Sturm zu läuten, er selbst zog geschwind den Harnisch an, und wollte dem Rathhause zuweilen. Da sprach sein Diener zu ihm: „Herr, gebet mir euern Rock, und ziehet dafür den meinigen an! Man wird mich für Euch ansehen, und ihr könnt desto leichter entkommen. Werde ich erschlagen, so sterbe ich willig für Euch

und für die gute Stadt Zürich, ich will leiden, was Gott verordnet hat.“ Der Bürgermeister folgte seinem Rathe, der treue Diener gieng voraus, Brun hinten drein. Als sie gegen das Rathhaus kamen, fanden sie schon viele Verschworne vor demselben versammelt. Diese hielten den daherkommenden Diener für den Bürgermeister, und erstachen ihn. Brun hingegen sprach: ich heiße Petermann! kam glücklich durch die Verschwornen hindurch auf's Rathhaus, wo er sich einschloß, und mit gewaltigem Geschrei aus den Fenstern die benachbarten Bürger aus dem Schlafe weckte. Von allen Seiten ward Lärm, die Bürger eilten herbei, und der feindliche Anschlag wurde vereitelt.

Der bestrafte Spott.

Ritter Burkard Mönch von Landskron war ein heftiger Feind der Schweizer;

er hatte im Namen der Destrreicher die Reise zum Könige von Frankreich gemacht, und ihn um Hülfe gebeten, und hatte die Franzosen auf dem Marsche als Wegweiser begleitet. Nach der blutigen Schlacht bei St. Jakob ritt er mit andern Edelleuten auf der Wahlstatt umher, um die Leichname der gefallenen Schweizer zu betrachten, an deren Niederlage er nicht wenig Vergnügen hatte. Spottend und hohnlachend rief er seinen Begleitern zu: „heute baden wir in Rosen!“ da ergriff ein schwer verwundeter Eidgenosß einen Stein, der Zorn erneuerte seine Kräfte, er schleuderte ihn gegen des Ritters Kopf, indem er ausrief: „da friß eine der Rosen!“ der Ritter hatte das Visir an seinem Helme geöffnet, damit er freyer umhersehen könnte, der Stein traf ihn mitten in's Gesicht, zerschmetterte ihm Augen, Nase und Mund;

blind und sprachlos sank er vom Pferde und starb am dritten Tag darauf.

Niklaus Wengi.

Als die Reformation sich in der Schweiz ausbreitete, entstand zwischen der Bürgerschaft zu Solothurn große Uneinigkeit, indem die einen die Reformation bekehrten, die andern den alten Glauben behalten wollten; in einer Kirche wurde nach reformirter Art gepredigt, in einer andern die Messe gelesen. Man beleidigte einander mit Worten, dann mit Thätlichkeiten, und die Erbitterung wurde endlich so groß, daß beide Theile die Waffen ergriffen. Die Reformirten zogen über die Aar in den kleinern Theil der Stadt, warfen die Brücke hinter sich in's Wasser, und verschanzten sich. Die Katholischen waren in dem größern Theile der Stadt, zogen das Geschütz aus

dem Zeughause, führten es an die Aar, und richteten es gegen ein Haus, in welchem die Reformirten versammelt waren. Eben wollten sie losbrennen, um das Haus in Grund zu schießen, als der Schultheiß Niklaus von Wengi, einer der eifrigsten Anhänger des alten Glaubens, herbeieilte, und sich vor die Mündung einer der geladenen Kanonen stellte, „liebe Mitbürger, sprach er, wenn ihr hinüber schießen wollt, so müßt ihr erst mich tödten, ehe ich zugebe, daß irgend einer von meinen Mitbürgern verwundet werde. Denket doch erst besser über die Sache nach.“ Diese Ermahnung des geachteten und geliebten Mannes machte Eindruck; die brennenden Luntzen wurden niedergelegt, und die Sache später ohne Blutvergießen beigelegt.